



Kate Mosse

**DIE ACHTE  
KARTE**

Roman

Aus dem Englischen von  
Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

Droemer

Originaltitel: Sepulchre  
Originalverlag: Orion Books, London

*Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)*

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie sind  
PE-Folien und biologisch abbaubar.  
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Copyright © Mosse Associates Ltd 2007  
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag.  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.  
Copyright für die Übersetzung des Gedichtes von Charles Baudelaire:  
© Charles Baudelaire, Sämtliche Werke und Briefe, Band III. Herausgegeben und  
kommentiert von Friedhelm Kemp und Claude Pichois in Zusammenarbeit mit  
Wolfgang Drost. Übersetzung der Briefe von Guido Meister, Übersetzung der  
Gedichte von Friedhelm Kemp © 1975 Carl Hanser Verlag, München  
Redaktion: Iris Hechenberger  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-19661-8

## GRABSTÄTTE



Wenn einst in einer dumpf und düstren Nacht ein guter Christ,  
aus Barmherzigkeit, hinter altem Gemäuer deinen hochgeprie-  
senen Leib bestattet,

Zur Stunde, da die keuschen Sterne schläfrig die Augen schließen,  
wird dort die Spinne ihre Netze weben und die Natter ihre Jun-  
gen hecken;

Jahraus jahrein wirst du über deinem verdammten Haupte die  
kläglichen Schreie der Wölfe

Und hungerdürerer Hexen hören, das Schäkern geiler Greise und  
die Komplotte schwarzer Gauner.

*Aus dem Französischen von  
Friedhelm Kemp*

L'âme d'autrui est une forêt obscure  
où il faut marcher avec précaution.

Die Seele des anderen ist ein dunkler Wald,  
in dem man sich mit Vorsicht bewegen muss.

*Brief, 1891*  
*Claude Debussy*

The true Tarot is symbolism;  
it speaks no other language and offers no other signs.

Wahres Tarot ist Symbolismus.  
Es spricht keine andere Sprache und birgt keine anderen Zeichen.

*The Pictorial Key to the Tarot, 1910*  
*Arthur Edward Waite*



PRÄLUDIUM  
März 1891



MITTWOCH, 25. MÄRZ 1891

Diese Geschichte beginnt in einer Knochenstadt. In den Gassen der Toten. Auf den stillen Boulevards, Promenaden und Sackgassen des Cimetière de Montmartre in Paris, einem Ort, bevölkert von Grabmälern und steinernen Engeln und den zaudernden Geistern derjenigen, die schon vergessen wurden, noch ehe sie in ihren Gräbern erkalteten.

Diese Geschichte beginnt mit den Wächtern an den Toren, mit den Armen und Verzweifelten von Paris, die gekommen sind, um von der Trauer anderer zu profitieren. Mit den gaffenden Bettlern und scharfäugigen *chiffonniers*, mit den Kranzflechtern und Straßenhändlern, die billige Motivgaben feilbieten, mit den Mädchen, die Papierblumen binden, und den wartenden Kutschen mit schwarzem Verdeck und verschmierten Scheiben.

Die Geschichte beginnt mit der Inszenierung einer Beerdigung. Eine kleine Annonce im *Figaro* hatte Ort und Zeitpunkt bekanntgegeben, doch wenige sind gekommen. Ein zerstreutes Grüppchen, dunkle Schleier und Cutaways, blanke Stiefel und extravagante Schirme zum Schutz gegen den garstigen Märzregen.

Léonie steht mit ihrem Bruder und ihrer Mutter am offenen Grab, das aparte Gesicht hinter schwarzer Spitze verborgen. Von den Lippen des Priesters fallen Platitüden, Worte der Vergebung, die alle Herzen kaltlassen und alle Emotionen unberührt. Der hässliche Mann mit seiner ungestärkten weißen Halsbinde, den groben Schnallenschuhen und dem fettigen Teint weiß nichts von den Lügen und Täuschungsmanövern, die zu diesem Fleckchen Erde

im 18. Arrondissement am nördlichen Rand von Paris geführt haben.

Léonies Augen sind trocken. Ebenso wie der Priester weiß sie nicht, was an diesem Nachmittag wirklich gespielt wird. Sie glaubt, sie nimmt an einer Beerdigung teil, dem Schlusspunkt eines zu früh geendeten Lebens. Sie ist gekommen, um der Geliebten ihres Bruders die letzte Ehre zu erweisen, einer Frau, der sie nie im Leben begegnet ist. Um ihrem Bruder in seiner Trauer zur Seite zu stehen.

Léonies Augen ruhen auf dem Sarg, der in die feuchte Erde gesenkt wird, wo Würmer und Spinnen hausen. Wenn sie Anatole jetzt unvermittelt einen raschen Seitenblick zuwerfen würde, dann würde sie den Gesichtsausdruck ihres geliebten Bruders bemerken und sich wundern. Denn nicht Schmerz schwimmt in seinen Augen, sondern eher Erleichterung.

Und da sie sich nicht umwendet, bemerkt sie auch nicht den Mann im grauen Zylinder und Gehrock, der sich zum Schutz vor dem Regen unter die Zypressen in der hintersten Ecke des Friedhofs gestellt hat. Er gibt eine beeindruckende Figur ab, die Sorte Mann, bei dessen Anblick *une belle parisienne* ihr Haar berühren und die Augen unter dem Schleier ein wenig heben würde. Seine breiten und starken Hände stecken in maßgeschneiderten Kalbslederhandschuhen und ruhen vollendet auf dem Silberknäuf seines Gehstocks aus Mahagoni. Es sind Hände, die eine Taille umfassen, eine Geliebte näher ziehen, eine blasse Wange lieblosen könnten.

Er beobachtet die Szene mit einem Ausdruck großer Intensität im Gesicht. Seine Pupillen sind schwarze Nadelspitzen in hellen blauen Augen.

Ein dumpfer Aufprall von Erde auf dem Sargdeckel. Die letzten Worte des Priesters hallen durch die schwere Luft.

»*In nomine Patri et Filii et Spiritus Sancti. Amen.* Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Er macht das Kreuzzeichen und geht davon.

Amen. So sei es.

Léonie lässt ihre Blume fallen, die sie heute Morgen im Parc Mon-

ceau frisch gepflückt hat, eine Rose zum Gedenken. Die Blüte kreiselt nach unten durch die kühle Luft, leuchtendes Weiß, das langsam aus ihren schwarz behandschuhten Fingern gleitet.

Lasst die Toten ruhen. Lasst die Toten schlafen.

Der Regen wird stärker. Jenseits der hohen schmiedeeisernen Tore des Friedhofs sind die Dächer, Kirchtürme und Kuppeln von Paris in silbrigen Nebel gehüllt. Er dämpft das Geräusch der klappernden Kutschen auf dem Boulevard de Clichy und das ferne Kreischen der Züge, die aus dem Gare Saint-Lazare rollen.

Die Trauergesellschaft wendet sich vom Grab ab. Léonie berührt den Arm ihres Bruders. Er tätschelt ihre Hand, senkt den Kopf. Während sie den Friedhof verlassen, hofft Léonie mehr als alles andere, dass es nun endgültig vorbei ist. Dass sie nach den letzten schlimmen Monaten voller Drangsal und Unglück nun einen Schlusstrich ziehen können.

Dass sie aus dem Schatten treten und wieder anfangen können zu leben.

Doch da, viele hundert Meilen südlich von Paris, regt sich etwas. Eine Reaktion, eine Verbindung, eine Konsequenz. In den alten Buchenwäldern oberhalb des beliebten Kurorts Rennes-les-Bains hebt ein Windhauch die Blätter. Musik, gehört und doch nicht gehört.

*Enfin.*

Das Wort ist ein Hauch im Wind. Endlich.


Ausgelöst durch die Tat eines arglosen Mädchens auf einem Friedhof in Paris, bewegt sich etwas in der steinernen Grabstätte. Etwas erwacht, das auf den verschlungenen und überwucherten Wegen der Domaine de la Cade längst vergessen war. Ein zufälliger Beobachter würde es wohl nur für eine Sinnestäuschung im schwindenden Nachmittagslicht halten, doch für einen flüchtigen Moment scheinen die Gipsstatuen zu atmen, zu schwanken, zu seufzen.

Und die Porträts auf den Karten, die unter Erde und Stein begraben liegen, wo der Fluss versiegt, scheinen für einen Moment zu

leben. Schemenhafte Gestalten, Eindrücke, Ahnungen, mehr noch nicht. Eine Andeutung, eine Illusion, ein Versprechen. Die Brechung des Lichts, die Bewegung der Luft unter der Biegung der Steintreppe. Die unentrinnbare Verbundenheit von Ort und Augenblick.

Denn in Wahrheit beginnt diese Geschichte nicht mit den Knochen auf einem Pariser Friedhof, sondern mit einem Kartenspiel.

Dem Bilderbuch des Teufels.



ERSTER TEIL  
Paris  
SEPTEMBER 1891

## KAPITEL 1



PARIS, MITTWOCH, 16. SEPTEMBER 1891

Léonie Vernier stand auf den Stufen zum Palais Garnier, hielt ihr Ridikül umklammert und wippte ungeduldig mit dem Fuß.

*Wo bleibt er denn?*

Die Dämmerung kleidete den Place de l'Opéra in ein seidiges blaues Licht.

Léonie runzelte die Stirn. Es war zum Verrücktwerden. Seit fast einer Stunde wartete sie nun schon auf ihren Bruder am vereinbarten Treffpunkt, unter dem gleichmütigen Blick der Statuen, die das Dach des Opernhauses zierten. Sie hatte zudringliche Blicke erduldet. Sie hatte das Kommen und Gehen der *fiacres* beobachtet, Privatkutschen mit geschlossenem Verdeck, öffentliche Droschken ohne Schutz vor den Elementen, vierrädrige Gespanne, Gigs, und alle hatten sie ihre Passagiere abgesetzt. Ein Meer von schwarzen Seidenzylindern und erlesenen Abendkleidern aus den Schauräumen von Maison Léoty und Charles Worth. Es war ein elegantes Premierenpublikum, eine Menge Kulturbeflissener, die sehen und gesehen werden wollten.

*Aber kein Anatole.*

Einmal meinte Léonie, ihn zu erblicken. Ein Mann mit der Haltung und Statur ihres Bruders, groß und breitschultrig, und mit dem gleichen bedächtigen Gang. Aus der Ferne bildete sie sich sogar ein, seine glänzenden braunen Augen und den dünnen schwarzen Schnurrbart zu sehen, und sie hob die Hand, um zu winken. Doch dann drehte sich der Mann vollständig um, und sie erkannte, dass er es nicht war.

Léonie richtete den Blick wieder auf die Avenue de l'Opéra. Sie verlief quer bis hinunter zum Palais du Louvre, ein Überbleibsel zerbröckelnder Monarchie, als ein ängstlicher französischer König einen sicheren und direkten Zugang zu seiner abendlichen Unterhaltung verlangte. Die Laternen strahlten in der Dämmerung, und durch die erleuchteten Fenster der Cafés und Bars wurden Rechtecke warmen Lichtes geworfen. Die Gaslampen spuckten und zischten.

Um sie herum war die Luft erfüllt von den Geräuschen einer Stadt in der Dämmerung, wenn der Tag der Nacht weicht. *Entre chien et loup*. Das Klirren von Geschirren und Rädern auf den belebten Straßen. Der Gesang ferner Vögel in den Bäumen des Boulevard des Capucines. Das heisere Schreien von Straßenhändlern und Pferdeknechten, die sanfteren Töne der Mädchen, die auf den Stufen zur Oper künstliche Blumen verkauften, die hellen Rufe der Jungen, die einem Herrn für einen Sou die Schuhe wischten und wienerten.

Ein weiterer Omnibus rollte zwischen Léonie und der prächtigen Fassade des Palais Garnier auf seinem Weg zum Boulevard Haussmann vorbei, und der Schaffner piffte auf dem Oberdeck vor sich hin, während er die Fahrkarten lochte. Ein alter Veteran mit einem Tonquin-Orden an der Brust torkelte nach rechts und links und sang ein trunkenes Soldatenlied. Léonie sah sogar einen Clown mit weißgeschminktem Gesicht unter dem schwarzen Dominofilzhut, das Kostüm mit Goldpailletten besetzt.

*Wie kann er mich nur so warten lassen?*

Die Glocken begannen für die Abendandacht zu läuten, und die getragenen Töne hallten über das Pflaster. Von Saint-Gervais oder einer anderen Kirche in der Nähe?

Sie zuckte halbherzig die Achseln. Ihre Augen blitzten vor Zorn und dann vor Belustigung.

Léonie konnte nicht länger warten. Wenn sie Monsieur Wagners *Lohengrin* hören wollte, dann musste sie ihr Herz in beide Hände nehmen und allein hineingehen.

*Konnte sie das?*

Sie hatte zwar keinen Begleiter, aber zum Glück eine eigene Eintrittskarte.

*Aber traute sie sich das?*

Sie überlegte. Es war die Pariser Premiere. Wieso sollte sie dieses Erlebnis versäumen, nur weil Anatole unpünktlich war?

Im Innern des Opernhauses glitzerten die prächtigen Kristalleuchter. Alles war Licht und Eleganz, eine Gelegenheit, die man nicht verpassen durfte.

Léonie traf ihre Entscheidung. Sie lief die Stufen hinauf, durch die Glastür und hinein in die Menge.

Das Klingelzeichen ertönte. Nur noch zwei Minuten, bis sich der Vorhang hob.

Mit fliegenden Röcken und blitzenden Seidenstrümpfen eilte Léonie über den Marmor im Grand Foyer, wobei sie gleichermaßen Beifall und Bewunderung ertete. Mit ihren siebzehn Jahren stand Léonie kurz davor, sich in eine große Schönheit zu verwandeln, nicht länger Kind, aber noch immer mit Anklängen an das Mädchen, das sie einmal gewesen war. Sie hatte das Glück, die derzeit beliebten Gesichtszüge und die nostalgischen Farben zu besitzen, die von Monsieur Moreau und seinen befreundeten Präraffaeliten so geschätzt wurden.

Aber ihr Aussehen täuschte. Léonie war eher willensstark als gefügig, eher kühn als bescheiden, eine junge Frau mit dem Feuer ihrer Zeit, keine sittsame mittelalterliche Maid. Ja, Anatole neckte sie sogar damit, dass sie zwar wie das Porträt von Rossettis *La Damoiselle Éluë* aussehe, aber in Wahrheit deren Gegenbild war. Ihre Doppelgängerin, aber nicht sie. Von den vier Elementen war Léonie Feuer, nicht Wasser, Erde nicht Luft.

Jetzt waren ihre Alabasterwangen gerötet. Dicke kupferfarbene Haarlocken hatten sich aus den Kämmen gelöst und fielen über die nackten Schultern. Ihre betörenden grünen Augen, umrahmt von langen braunen Wimpern, blitzten vor Zorn und Verwegenheit.

*Er hat mir versprochen, nicht zu spät zu kommen.*

Während Léonie über den Marmorboden eilte, hielt sie mit der

einen Hand ihre Abendtasche, wie einen Schild, die Röcke ihres grünen Seidensatinkleides mit der anderen, ohne die missbilligenden Blicke von älteren Damen und Witwen zu beachten. Die unechten Perlen und Silberpailletten am Saum ihres Kleides klickerten gegen die Marmorstufen der Treppe, als sie zwischen rosafarbenen Marmorsäulen, vergoldeten Statuen und Wandfriesen hindurch auf die geschwungene Grand Escalier zulief. Eingezwängt in ihr Korsett, atmete sie keuchend, und ihr Herz pochte wie ein zu schnell eingestelltes Metronom.

Dennoch verlangsamte Léonie ihren Schritt nicht. Weiter vorne sah sie, dass die Lakaien Anstalten machten, die Türen zum Grande Salle zu schließen. Mit einer letzten Kraftanstrengung erreichte sie den Eingang.

»*Voilà*«, sagte sie und hielt dem Saaldiener ihre Eintrittskarte hin.

»*Mon frère va arriver ...*«

Er trat beiseite und ließ sie hinein.

Nach den geräuschvollen und schallenden Marmorhallen des Grand Foyer war der Saal ungewöhnlich still. Leises Gemurmel, Begrüßungen, Erkundigungen nach Gesundheit und Familie, alles halb verschluckt von den dicken Teppichen und den Reihen roter Samtsessel.

Die üblichen Notenläufe der Holz- und Blechbläser, Tonleitern und Arpeggien und Auszüge aus der Oper, immer lauter, drangen aus dem Orchestergraben wie herbstliche Rauchfahnen.

*Ich hab's geschafft.*

Léonie nahm Haltung an und strich ihr Kleid glatt. Es war eine Neuanschaffung, erst heute Nachmittag von La Samaritaine geliefert und noch ganz steif. Sie zog die langen grünen Handschuhe bis über die Ellbogen, so dass nur ein dünner Streifen nackter Haut sichtbar war, und ging dann durchs Parkett Richtung Bühne.

Ihre Plätze waren in der ersten Reihe, zwei der besten im ganzen Haus, was sie Anatoles Freund und ihrem Nachbarn zu verdanken hatten, dem Komponisten Achille Debussy. Auf dem Weg nach vorne passierte sie links und rechts Reihen von schwarzen Zylindern, gefiederten Damenhüten und wedelnden schmuckbesetzten

Fächern. Rot und lila verfärbte choleriche Gesichter, dick gepuderte Witwen mit akkuratem Weißhaar. Sie erwiderte jeden einzelnen Blick mit einem herzlichen Lächeln und einer leichten Neigung des Kopfes.

*Es liegt eine seltsame Anspannung in der Luft.*

Léonies Blick wurde wachsamer. Je weiter sie in den Grande Salle hineinging, desto deutlicher wurde, dass irgendetwas nicht stimmte. Misstrauen spiegelte sich auf den Gesichtern, etwas brodelte dicht unter der Oberfläche, Unruhe lag in der Luft.

Sie spürte ein Prickeln im Nacken. Das Publikum war auf der Hut. Sie sah es in den verstohlenen Blicken und argwöhnischen Mienen.

*Mach dich nicht lächerlich.*

Léonie erinnerte sich schwach an einen Zeitungsartikel, den Anatole beim Abendessen vorgelesen hatte, über Proteste gegen die Aufführung von Werken eines preußischen Künstlers in Paris. Aber das hier war das Palais Garnier, keine düstere Gasse in Clichy oder Montmartre.

*Was soll denn in der Oper schon passieren?*

Léonie schob sich durch den Wald aus Knien und Abendkleidern in ihrer Reihe und setzte sich mit einem Gefühl der Erleichterung auf ihren Platz. Sie brauchte einen Moment, um sich zu sammeln, und schielte dann zu ihren Nachbarn hinüber. Links von ihr saß eine mit Schmuck behängte Dame neben ihrem deutlich älteren Mann, dessen wässrige Augen von buschigen weißen Brauen fast verdeckt wurden. Fleckige Hände lagen, eine über der anderen, auf dem Knauf eines Gehstocks mit Silberspitze und einem Band mit Inschrift um den Hals. Rechts von ihr bildete Anatoles leerer Platz wie ein Graben eine Barriere zu vier finsternen bärtigen Männern in mittlerem Alter, die missmutig dreinblickten, allesamt die Hände auf langweilige Gehstöcke aus Buchsbaum gestützt. Die Art, wie sie stumm dasaßen und mit einem Ausdruck großer Konzentration geradeaus blickten, hatte etwas Beunruhigendes.

Es schoss Léonie durch den Kopf, wie seltsam es doch war, dass sie alle Lederhandschuhe trugen, und dass ihnen unangenehm heiß

sein musste. Dann wandte einer den Kopf und starrte sie an. Léonie errötete, richtete den Blick nach vorn und bewunderte lieber den herrlichen Trompe-l'œil-Vorhang, der in karmesinroten und goldenen Falten vom Proszeniumsbogen bis hinunter zum Holzboden der Bühne fiel.

*Vielleicht hat er sich nicht verspätet. Und wenn ihm etwas zugestoßen ist?*

Léonie schüttelte den Kopf über diesen neuen und unliebsamen Gedanken.

Sie zog ihren Fächer aus der Tasche und klappte ihn mit leichtem Schwung auf. So gern sie auch Entschuldigungen für ihren Bruder finden wollte, es lag wahrscheinlich eher an seiner mangelnden Zeiteinteilung.

*Wie so oft in letzter Zeit.*

Tatsächlich war Anatole seit der tristen Beerdigung auf dem Cimetière de Montmartre sogar noch unzuverlässiger geworden. Léonie runzelte die Stirn, als sich die Erinnerung wieder einmal in ihre Gedanken drängte. Der Tag verfolgte sie. Sie durchlebte ihn wieder und wieder.

Im März hatte sie gehofft, dass nun alles vorbei und vorüber wäre, aber sein Verhalten war nach wie vor unberechenbar. Oft verschwand er tagelang, kehrte mitten in der Nacht zurück, mied viele seiner Freunde und Bekannten und vergrub sich stattdessen in Arbeit.

Aber heute Abend hatte er versprochen, pünktlich zu sein.

Der *chef d'orchestre* trat ans Pult und vertrieb Léonies Gedanken. Applaus brandete durch den erwartungsvollen Saal wie eine Gewehrsalve, heftig und jäh und intensiv. Léonie klatschte mit Verve und Begeisterung, aufgrund ihrer Angespanntheit sogar noch stärker. Das Herrenquartett neben ihr rührte sich nicht, die Hände weiter reglos auf den billigen, hässlichen Gehstöcken. Sie warf ihnen einen Blick zu, fand sie unhöflich und ungehobelt und fragte sich, warum sie sich überhaupt herbemüht hatten, wo sie doch anscheinend entschlossen waren, sich nicht an der Musik zu erfreuen. Und sie wünschte, obwohl es sie ärgerte, sich eine solche Ver-

unsicherung eingestehen zu müssen, sie würde nicht direkt neben ihnen sitzen.

Der *chef d'orchestre* verneigte sich tief und wandte sich dann der Bühne zu.

Der Applaus verklang. Stille senkte sich über den Grande Salle. Der Dirigent klopfte mit dem Taktstock auf das Holzpult. Die blauen Gasflämmchen in den Saallampen zischten und flackerten, erloschen dann. Die Atmosphäre lud sich verheißungsvoll auf. Aller Augen ruhten auf dem Dirigenten. Die Männer im Orchester setzten sich aufrechter und hoben ihre Bögen oder führten Instrumente an die Lippen.

Der Dirigent hob seinen Stock. Léonie hielt den Atem an, als die Eröffnungsakkorde von Monsieur Wagners *Lohengrin* die palastartigen Räume des Palais Garnier erfüllten.

Der Platz neben ihr blieb leer.